Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL. J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407--6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Mittwoch, den 21. November 1917.

Neue Unruhen in Mexiko.

Der Bandit Villa läßt wieder von sich hören. Auch „General" Diaz, der Neffe des früheren Präsidenten, hat ein neues Revolutiönchen inszeniert und bietet Villa die Bruderhand, um gemeinschaftlich gegen die Regierung Carranzas vorzugehen. Von dem Biedermann Zapata hat man allerdings in der letzten Zeit wenig gehört, aber es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch er in „seinem" Landesteile auf den Kriegspfad gehen wird, wenn der Skandal in Mexiko wieder losgeht, und dann sind sie dort wieder genau so weit, wie vor drei Jahren.

Carranza ist anscheinend nicht der Mann, um in dem schwergeprüften Mexiko wieder geordnete Zustände herzustellen. Die Stadt Ojinaga in Mexiko, die nahe unserer Landesgrenze liegt und von den Truppen Carranzas besetzt war, ist den Villaisten in die Hände gefallen und die dortige Garnison hat die Grenze überschritten und sich ergeben.

Die Idee, die Mexikaner ihre internen Angelegenheiten unter sich ausmachen zu lassen, ist im Prinzip ohne Frage vollständig richtig, es fragt sich nunmehr, ob sie auf die Dauer praktisch durchführbar ist. Es schien vor einiger Zeit, als ob die Carranza-Regierung Fortschritte mache, so daß es ihr schließlich gelingen würde, das Land zu pazifizieren. Eine zunehmende Stabilität der Carranza-Regierung würde es auch möglich gemacht haben, solche Anleihen im Auslande zu erhalten, die das mexikanische Finanzwesen wieder auf eine gesunde Basis bringen konnten, aber jetzt scheint durch die neuen Unruhen, die offenbar sehr ernster Natur sind, alles wieder in Frage gestellt zu sein.

Altgebackenes Brot.

Der Konsum frischgebackenen, ja warmen Brotes ist in unserem Lande sehr verbreitet. Ehedem ein Verzehrer von heißen Biskuits und Kornbrots, ist der Amerikaner auch Weizen- und Roggenbrot am liebsten ganz frisch oder sogar noch warm.

Nun behauptet ein alter deutscher Bauernspruch: „Mühlenwarm, ofenwarm, macht de Bur arm!" Also, schon neues Mehl aus der Mühle ist ungünstig. Und ein bewährter Erfahrungsgrundsatz heißt, daß frisches Brot nicht „schüßig" sei, nicht weit lange. Ueber die Größe des Mehrkonsums sind unseres Wissens keine genauen Erhebungen gemacht worden, alle Angaben beruhen daher auf Schätzungen. Auch ist der Begriff: „Frischbaken und altbacken" gar nicht sicher festgestellt. Gutes Hausbrot ist mindestens drei Tage lang frischgebacken, das Handelsbrot ist am zweiten Tage schon altbacken. Wir dürfen daher feststellen, daß das Bäcker- oder Handelsbrot nach ca. 24 Stunden, das Bauernbrot nach ca. drei Tagen altbacken sei.

Daß der Genuß altbackenen Brotes eine Ersparnis bringe, ist unbestritten. Wir schätzen das Minimum der Ersparnis auf 5 Prozent, unter Umständen aber kann die Ersparnis bis auf 10 Prozent, ja noch höher gehen.

Nun aber muß man sich fragen: Ist darin eine wirkliche Ersparnis oder ißt man nur etwas weniger Brot, um sich an den anderen Speisen schadlos zu halten? Im letzteren Falle würde man nichts gewinnen. Bis zu einem gewissen Grade bedingt altbackenes Brot eine wirkliche Ersparnis aus folgenden Gründen: Frisches Brot reizt zum Luxuskonsum, d. h. man ißt mehr, als man nötig hat. Beim altbackenen Brot ist diese Gefahr kleiner. Ferner: Frisches Brot wird schlechter gekaut, mangelhaft eingespeichelt, der Nutzeffekt ist daher viel geringer. Das altbackene Brot muß besser gekaut und eingespeichelt werden, es kommt daher vollkommener zur Verdauung. Man darf behaupten, daß altbackenes Brot bei einer Ersparnis von 10 bis 20 Prozent immer noch so viel zugunsten der Ernährung leistet, wie frischgebackenes. Erst wenn man vom altbackenen Brot zu wenig ißt, so daß man entweder an anderen Speisen sich erholen muß, oder eine Unterernährung stattfindet, hat man keinen Vorteil. Zahlenmäßig kann man das nicht feststellen. Es ist aber anzunehmen, daß bei Handelsbrot von 1 bis 2 Tagen, bei Hausbrot von 8 Tagen die genannten Nachteile noch nicht eintreten sollten. Wenn das Brot strohig, hart und unangenehm wird, dann treten die Nachteile ein.

Nach unserer Wahrnehmung dürfte daher die Ersparnis, die durch den Genuß von mindestens 24 Stunden altem Handelsbrot erzielt wird, mindestens 10 Prozent betragen. Es würde das in dieser kritischen Lage doch eine namhafte Ersparnis bedeuten und keinem Menschen schaden.

Altbackenes Brot hat gegenüber dem frischgebackenen folgende Vorteile: Es wird eine wirkliche Ersparnis erzielt, indem der Luxuskonsum vermieden, das Brot besser gekaut und vollkommener verdaut wird. Altbackenes Brot ist für den Magen zuträglicher. Das frische Brot wird nicht nur schlecht gekaut, sondern es ballt sich zusammen und wird vom Magen schwerer verdaut.

Der Widerstand gegen das altbackene Brot kommt zunächst von dem Bäckergewerbe her. Die Bäcker fürchten mit Recht einen Rückgang des Konsums. Darin liegt nun aber der beabsichtigte Vorteil für die Volkswirtschaft. Aber auch für die Bäcker sollte es im schlimmsten Falle noch besser sein, wenn man den Betrieb immer aufrecht erhalten kann, und Mehl bekommt, als wenn schließlich zu wenig oder kein Mehl mehr geliefert werden kann. Auch für dieses Gewerbe ist es besser, man rechne mit einem erträglichen Minderkonsum, als mit zeitweisen Störungen im Betrieb. Ueberhaupt müssen sich nun alle in das Unvermeidliche schicken.

Opposition kommt auch von den Konsumenten, die zum Teil begründet, teilweise unbegründet ist. Begründet ist die Klage, daß so viel Handelsbrot schon nach 24 Stunden strohig, ohne Würze, also unangenehm ist. Das ist zurückzuführen auf das Mahlverfahren (das jetzt zuträglicher ist, als vor dem Krieg), vielleicht auch auf gewisse Backverfahren. Unbegründet ist die Opposition, wenn die Konsumenten glauben, man müsse in diesen schweren Zeiten auch nicht die geringste Aenderung sich gefallen lassen, während andere Völker sich die schwersten Entbehrungen gefallen lassen müssen. Man kann sehr wohl leben, auch wenn man nicht alle Morgen frisches Brot hat. Es ist doch besser, man habe altbackenes als eines Tages gar kein Brot mehr.

Leider gibt es viele Bäcker, welche einseitig nur auf eine große Backausbeute tendieren und zu wenig auf die Brotqualität. Durch jahrelange Erfahrung in der Hausbäckerei haben wir doch herausgefunden, daß man vom gleichen Mehl, wie der Bäcker verwendet, in der Hausbäckerei ein merklich haltbareres und besseres Brot erzielt und zwar besonders durch geringere Wasserverarbeitung. Bei geringerer Wasserzugabe (fester Teig) und gutem Backen erreicht man ein besseres Brot, das auch haltbarer ist, aber eine geringere Ausbeute. Auf zwei bis vier Tage sollte auch das Handlsbrot halten und viele Stundenbäckereien lösen diese Aufgabe ganz gut. So ist es nicht zu viel verlangt, wenn man auch von allen Bäckereien verlangt, daß das Brot wenigstens zwei Tage gut bleibe. („Amerika.")

Trunksucht geringer geworden.

New York, 21. Nov. — Wie die Hospital- und Gesundheitsbehörden berichten, hat die Trunksucht in New York dank des großen Bedarfs an Arbeitskräften wegen des Krieges und indirekter Prohibition bedeutend abgenommen. Verhaftungen wegen Trunkenheit, die sich im Februar noch auf 1522 beliefen, fanden im August nur 969 statt, und im Bellevue-Hospital, in dem Alkoholiker behandelt werden, befanden sich während der letzten 6 Monate weniger solche Patienten, als in irgend einem gleichen Zeitraum je zuvor. Früher konnte ein Mann, der sich einen schweren Rausch angetrunken und seine Beschäftigung verloren hatte, mitunter erst nach sechs Wochen wieder Arbeit erhalten, und er trank dann meistens während der ganzen Zeit. Wenn er sich jetzt am Samstag betrinkt, dann kann er sich am Sonntag entnüchtern und am Montag wieder an die Arbeit gehen.

Dein Ohr leih' jedem, wen'gen, deine Stimme! rät Polonius in Shakespeares Hamlet.

Dr. Wriland's langjährige Erfahrung sichert Ihren Augen beste, und sorgfältigste Behandlung oder Brillen.

Janos und die Andern

Skizze aus dem Lazarett von Rose Schwab.

In zwei Reihen liegen sie in einem der großen, zum Spital umgewandelten Fabrikräume. Zwanzig sind es; Polen, Ruthenen, Rumänen und ein Krainer. Meine Patienten.

Es sind noch mehr in dem Riesenraum mit den breiten, hohen Fenstern untergebracht, aber die verteilen sich auf die anderen Pflegerinnen. Außer daß ich im Vorbeigehen ihnen vielleicht einmal frisches Trinkwasser reiche, habe ich mit ihnen nichts zu tun.

Aber die Zwanzig gehören mir.

Im vierten Bett in der linken Reihe liegt Janos.

Er ist ein junger, dreiundzwanzigjähriger Ruthene, Ackerbauer, und neben ihm liegt sein Vetter Peter; „der andere Peter", wie ich ihn nenne; denn links von Janos liegt noch ein Peter, ein Pole, der von irgend jemand den Namen „Der Mondkopf" erhielt; denn er hat einen außergewöhnlich großen, runden Kopf. Aber einen hübschen. Und aus dem blühenden, jungen Gesicht schauen zwei tiefliegende, ehrliche, blaue Augen. Das Haar ist ihm in der Mitte tief in die Stirne gewachsen und steht, kurzgeschoren, wie eine Bürste ab. Seine Heimat ist Galizien und im Zivilberuf ist er nicht Bauer, sondern etwas Höheres.

Aber der „andere Peter", rechts von Janos, ist ein Ackerbauer. Er sieht aus wie ein Herr. Ein feiner, schmaler Schädel mit hübschgeformten enganliegenden Ohren und dunklem, kurzem Haar, das an beiden Seiten der Stirne zurücktritt, was dem Gesicht etwas Kluges gibt. Er hat immer zwei Falten zwischen den Brauen, denn er scheint fortwährend an etwas Sorgenerregendes zu denken und in seinen dunklen Augen liegt Schwermut. Ganz still liegt er meistens und schaut mir zu, wenn ich mit den Kranken beschäftigt bin. Komme ich an sein Bett und streiche die zwei Falten glatt, dann lächelt er und bemüht sich, keine zu machen. Es gelingt ihm aber nicht lange; denn seine Stirne legt sich allmählich ganz von selbst so. Neulich, als ich ihn in frische Wäsche kleidete, wobei ich unter den Liebesgaben ein besonders feines Herrenhemd herausgesucht hatte, sah er erstaunlich vornehm aus mit seinem hübschen schmalen Kopf.

Es ist noch einer unter meinen Patienten, der ein solch herrenmäßiges Aussehen hat, wie „der andere Peter". Ein älterer Rumäne. In der weißen Wäsche sieht er aus wie ein Staatsmann. Auch hat er einen schmalen, vornehmen Schädel und ein kluges Gesicht. Er und „der andere Peter" danken wie Kavaliere für alles, was ich ihnen tue; aufsitzend im Bette machen sie eine Verbeugung. Ich lasse sie ruhig gewähren, ich sehe, so ist es ihnen Bedürfnis und Natürlichkeit.

— Janos lacht! Man sieht seine gesunden, prächtigen Zähne. Er hat einen echten Jungmännerkopf, kräftig, hübsch geformt, mit kurzgeschorenem, dunklem Haar. Seine Augen sind von hellem scharfem Blau und können förmlich strahlen, übermütig oder andächtig. Er kann sich nicht genug tun im Mithelfen bei seiner Pflege. Sieht er mich mit dem Wasserkrug kommen, so streckt er mir, soweit er nur kann, schon sein Glas entgegen, als wolle er mir möglichst jeden Schritt ersparen. Oder wenn ich zweistündlich die Medizin verabreiche und auch an sein Bett komme, hält er Löffel und Flasche schon bereit in der Hand. Und dann sitzt er auf und nimmt mit einer Andacht die Medizin, als würde ich ihm das hl. Abendmahl reichen. Jedesmal.

Komme ich mit dem Thermometer, macht er schon diensteifrig die Achselhöhle frei und dann streicht er sein Bett glatt und macht mir einen Platz, damit ich sitzen kann zum Pulszählen. Und nie vergißt er, „den anderen Peter" nebenan zu mahnen, daß dieser es ebenso bereite.

Bekommt Janos seinen kalten Umschlag, — denn er hat sich im Schützengraben eine Bronchitis geholt, — dann strahlt er förmlich, er würde alles mit sich machen lassen, auch das Unangenehmste, und noch sagen: „Gut ist."

Das ist seine ständige Versicherung an mich. „Gut ist," „gut ist", sagt er bei allem, was ich ihm tue.

Als Peter, der „Mondkopf", plötzlich wegen typhusverdächtiger Krankheitserscheinungen in ein Isolierzimmer gebracht wurde und ich als seine Pflegerin, mit ihm ging, wir aber nach vier Tagen spät nachts wieder in den Saal zurückkehren durften, da sich die Erscheinungen als ganz harmlose herausstellten, sah ich Janos im Schein der blauen elektrischen Nachtlampe aufrecht im Bette sitzen.

„Wir kommen wieder, Janos", sagte ich erfreut zu ihm, worauf er mit strahlenden Augen und mit von Herzen kommendem Ausdruck, sich zurücklegend, mehrmals wiederholte: „Gut ist, gut ist —"

Einmal war er auch an unsere Tür gekommen und hatte einen Zettel hereingereicht, auf dem polnisch nur stand: „Wann kommt die Schwester wieder?" Peter übersetzte es mir.

Ihm gegenüber liegt ein Rumäne, der noch drei andere Sprachen spricht und oft als Dolmetsch dient. Er hat, wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leib. Er gibt nie Ruhe, neckt alle andern fortwährend. Er fährt plötzlich mit beiden Beinen aus dem Bett und in das seines Nachbarn und tritt und stößt ihn, daß dieser schnell Reißaus nimmt oder den Angreifer aupackt. Dann hört man nur ein unterdrücktes Prusten und Lachen und Scheiten. Püffe und Tritte werden wechselseitig ausgeteilt und Marian, der Angreifer, geht zuletzt doch als Sieger hervor; denn sobald er zu sehr attackiert wird, schwingt er sich hinter die Betten, hinter denen ihn sein Gegner schwer mehr fassen kann.

Seine Medizin trinkt er aus der Flasche, ob die Dosis zu klein oder zu groß ist, ist ihm egal. Ich umfange ihn, er muß sie von mir nehmen aus dem Löffel, er versichert mir aber, daß er mir nur diese Mühe abnehmen wolle. Man kann ihm nicht zürnen. Einmal hielt er mir im Halbdunkel die falsche Flasche hin, die zu einer Einspritzung bestimmt war, anstatt der zum Einnehmen, weil er sich von diesem Spaß Vergnügen versprach. Aber dann war ein großes Würgen und Spucken und Husten — denn die Flüssigkeit schmeckte abscheulich.

Mit Janos gibt er keine Ruhe.

Wenn Janos so gemütlich aus seinem Bette lacht, steht Marian auf, geht zu ihm und pufft und reizt ihn. Ich höre eine Bewegung, sehe zwei Menschen in mangelhafter Toilette sich balgen, nackte Füße fuchteln herum und es regnet Püffe und Tritte. Marian lacht und kichert aus vollem Hals, aber Janos sieht, daß ich zusehe, und hält verlegen ein. Er hat ohnehin seinen Gegner schon tüchtig dazwischengenommen; Marian ist unterlegen. Und Janos lacht gutmütig und begibt sich in sein Bett zurück.

Manchmal sitzen sie beisammen und spielen Karten. Marian beschwindelt immer. Er schaut allein in die Karte und macht dabei Augen wie der Falschspieler in der Dresdener Galerie. Er ist die Ehrlichkeit und Naivität selbst. Er spielt brav und mit Ueberlegung und seine Karten wirft er mit Schwung energisch von oben herab auf die andern. Aber da hilft alles ehrliche Denken nichts — Marian macht es zuschanden durch seine Schwindeleien und „der andere Peter" gerät in solch ehrliche Entrüstung, daß Janos lachend auf sein Kissen zurückfällt. Der Mondkopf Peter lacht gutmütig brummend. Ich beruhige Peter und streiche seine zwei Falten glatt. Er lächelt wieder und versieht sich nochmals zum Spiel, freilich mit demselben Ausgang.

Und doch ruft es überall: Marian! Marian! Er ist wie der nötige Pfeffer auf der Speise.

Er hilft mir aber auch die Betten machen und ist mein Dolmetsch. Durch ihn lerne ich meine Patienten näher kennen, kann ich mich etwas mit ihnen unterhalten. Einige von ihnen haben Frauen und Kinder zu Hause in Galizien, von deren Schicksal sie nichts mehr wissen. Dort sind die Russen. Leben die Ihren noch? Und die Familien ihrerseits wissen nichts vom Gatten und Vater und können nichts von ihnen erfahren.

Sie wissen alle auch nicht was tun, wenn der Krieg beendet ist; denn vielleicht ist ihre Behausung zerstört, ihr Hab und Gut verbrannt. —

Das Gefühlsleben meiner Soldaten offenbart sich mir aber auch noch auf eine andere Art. Nämlich durch ihre Kopfkissen, d. h. durch das, was darunter ist. Wenn ich die Betten mache, finde ich ein ganzes Lager von persönlichen Dingen. Meistens ein altes abgegriffenes Gebetbuch, Bildchen, abgenützte Brieftaschen mit alten von Staub und Schweiß beschmutzten Papieren. Ein paar Briefe oder Karten, Feldpost, halbgerissene Photographien, Amuletts, alte rostige Messer und halbblinde kleine Spiegel. Meistens alles sorgsam in ein Taschentuch eingewickelt oder in ein Papier. Und sorgsam lege ich es immer wieder unter die Kissen. In ein Eckchen des Taschentuchs eingebunden die kleine Barschaft von ein paar Kreuzern.

Janos hat einen eigenen Geldbeutel, und Peter der „Mondkopf" auch.

Dabei liegt Tabak und Brot. Alles, was sie nicht aufessen können, kommt unter das Kopfkissen.

Einige von ihnen trugen an beschmutzten Bändchen Marienmedaillen um den Hals. Als ich ihnen neue starke Seidenschnüre umknüpfte, an die ich die Medaillen hing, küßten sie erst diese und dann meine Hand. Wie Kinder freuten sie sich.

Sie sind überhaupt wie Kinder in ihrer Frömmigkeit, besonders die Polen. Den einen sehe ich abends immer zum Nachthimmel gewandt stehend sein Gebet verrichten.

Janos scheint nicht so fromm. Nur einmal sah ich ihn eifrig aus seinem Buche beten, als der Priester dagewesen und ihm und den andern die Beichte abgenommen hatte. Ich neckte sie, was sie eigentlich zu beichten hätten, da sie hier im Spital doch gar kein Gelegenheit zum Sündigen hätten und so brav wären. Peter, der Mondkopf, verdolmetschte mir seine und seiner jüngeren Kameraden Antwort. „Ja", sagt er, „hier im Spital und auch im Feld haben wir nicht viel Sünden, aber im Zivil, Schwester!" Und er zieht die Unterlippe ein und zwinkert mit den Augen. „Hmmm," sagt er und schnalzt mit den Fingern und wiegt seinen großen Kopf. Er prahlt ordentlich.

Ich muß lachen. Es gefällt mir.

Vom Krieg erzählen sie mir viel, wie sie Tag und Nacht im Schützengraben lagen, wie sie tagelang marschierten, oft ohne Nahrung bleiben mußten. Sie haben alle Furchtbares gesehen und erlebt. Neben ihnen fielen die Kameraden, sie kamen in Bajonettkampf mit den Kosaken und sind wie durch ein Wunder dem Tode entronnen.

Wieviel Russen sie töteten, erzählen sie auch. Peter der „Mondkopf" hat deren zwei nacheinander tödlich getroffen. Ihn selbst traf eine Kugel ins Bein, die aber durch vorheriges Durchdringen eines andern Gegenstandes die Schußkraft verloren und ihm nur so tief ins Fleisch drang, daß er sie selbst gleich entfernen konnte. Die Kugel hat er bei sich. Der gute Kerl, der gewiß sonst keinem Tiere etwas zu leid tut!

Dann ist da noch Sandor; der Pole, mit dem Heißhunger. Er bekommt Brot zu seinem Mahl und versteckt es unter dem Kopfkissen. Dann läßt er sich nochmals geben. Anfangs gelang es ihm immer, aber schließlich wurde er ertappt. Ich auch, denn auch ich hatte geschwindelt und Brot für ihn aus dem großen Korb im Austeilungsraume geholt. Der hungrige Sandor! Sogar die andern geben ihm von ihrem Essen. Aber er ist nicht zu sättigen. Wenn er mit allem fertig ist, geht er mit hungrigen Augen umher und ißt alle Reste auf. Sonst liegt er stumm und still im Bett. Manchmal setze ich mich zu ihm, aber sprechen können wir nicht.

Dann ist da noch Andras, der Krainer, ein feiner, stiller, älterer Mann. Er spricht auch notdürftig deutsch und sehnt sich nach Hause zu Frau und Kindern. Er ist müde und fürchtet sich vor der Rückkehr ins Feld, denn er ist den Strapazen nicht gewachsen.

Die andern, jüngern gehen mit neuem Mut zurück ins Feld, aber der Krainer nur mit Bangen.

Und noch ein Janos ist da, der schwerkrank ankam. Eine böse Lungenentzündung. Elend, schmutzig, blaß, mit Schwielen an Händen und Füßen, wie ich es noch nie sah.

Langsam gesundete er. Und eines Tages lag er fieberfrei im Bett.

Die Wangen begannen sich zu runden, die Augen wurden hell, und ihm löste sich die schwielige Haut. Eines Tages wusch er sich sorgfältig, ich frisierte ihn mit dem Handtuch und er drehte sein blondes Bärtchen fein in die Höhe.

„Was für ein hübscher Mensch er ist," sagte der Professor, als er an sein Bett trat, und zog scherzend am Bärtchen. Eine Antwort gab der blonde Janos nicht, denn er versteht nicht deutsch.

Und doch unterhalten wir uns oft miteinander. Er spricht polnisch, ich deutsch und dann nicken wir verstehend. Ungefähr verstehen wir uns ja auch. Nie sah ich einen treueren, ergebeneren Blick in Menschenaugen. „Gut," sagt er immer, „gut". Das bezeichnet alles. Es geht ihm gut. — Aber alle sind mehr oder weniger gedrückt. Nur Janos, der Ruthene, bleibt sich gleich.

Janos ist das Leben selbst. Er lebt und das scheint ihm vorläufig genug. Er dreht sich Zigaretten und sein Bett ist der reinste Tabakladen. Ich muß seine Laken immer besonders kräftig ausschütteln.

Die beiden Peter helfen ihm und dann rauchen sie. Als ich neulich eine Zigarette erbat, wollte Janos mir gleich die ganze Schachtel voll schenken. Ich nahm aber nur drei und stieg auf das flache Dach des Riesenspitals, das zu einem Erholungsplatz hergerichtet ist, wo ich sie rauchte, worüber sich Janos, stolz, daß sein Fabrikat mir zusagt, innigst freut.

Im Saal ist das Rauchen verboten. Die Kranken, die aufstehen können, müssen sich in den „Rauchsalon" begeben, einen Glasverschlag innerhalb des weiten Krankensaales. Die in den Betten sollen verzichten. Aber auf einmal steigt da und dort ein Rauchwölkchen auf aus einem Bett. Die Oberschwester kommt und der Aufseher kommt und sie schnüffeln in der Luft herum. „Wer raucht da?"

Ich suche mit strengem Gesicht in der entgegengesetzten Richtung nach dem „angeblichen" Rauch und versichere: ich sehe nichts! Oh, wir verraten uns gegenseitig nicht! Die Oberschwester paßt mir etwas auf, schon wegen dem Leinenschrank, denn sie ertappt mich immer, wenn ich für meine Patienten die beste Wäsche aussuche. Sie schilt. Ich soll auch die alte nehmen, selbst wenn Löcher darin sind und keine Knöpfe und Bänder daran.

Denn was für Liebesgaben sind gekommen! Wenn die Soldaten kräftig hineinfahren, schaut plötzlich irgendwo das nackte Fleisch hindurch. Und Tränen haben wir schon gelacht über die ausgefranzten, kurzen Unterhosen. Keines will sie anziehen, denn das ist ihre große Toilette außer einem Hemd und einem kurzen Mantel aus Waschstoff. —

Janos lacht. Sein tiefes Lachen. Und seine Zähne blitzen, obgleich er keine Zahnbürste im Gebrauch hat. Das Handtuch ersetzt hier Bürste und Kamm.

Er erinnert mich immer an Björnsons „frohen Burschen". Er ist die Kraft und Gesundheit selbst, denn seine vorübergehende Erkrankung ist nahezu gehoben.

Ein paar Tage noch — und er liegt wieder im Schützengraben.

Auch ich muß gehen, bin abgerufen worden. Heute.

Ich setze mich auf Janos' Bett und sage es ihm und den zwei Petern. Der Mondkopf übersetzt ihnen, daß ich weggehe.

„Morgen — judro," sagt er den beiden. Und Janos wiederholt „judro". Ganz entsetzt schaut er mich an.

Und die drei machen so traurige Gesichter, daß ich schnell aufstehe, damit man die Tränen nicht sieht, die mir aufsteigen.

Und gleich darauf wissen es alle zwanzig. Und alle machen traurige Gesichter.

Ich gehe am nächsten Tage nur noch kurz an jedes Bett. Ich muß mit Gewalt meine Bewegung unterdrücken.

Ein schneller Abschluß ist das beste, da es doch sein muß.

Wiedersehen werde ich wohl keinen von ihnen mehr. Entweder sie bleiben im Krieg oder sie kehren in ihre Heimat zurück, wohin ich nie komme.

Sie küssen mir alle die Hände. Ich sehe Tränen und mir selber stehen sie in den Augen. An der Türe wende ich mich noch einmal um, sie winken mir mit der Hand. Und dann bin ich draußen.

— — — — — — — — — —

Ich werde sie nie vergessen!

Eine Anekdote von Freiligrath.

„Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel" hat Franz Mehring eine höchst interessante Publikation betitelt, die unlängst als eines der Ergänzungshefte zur „Neuen Zeit" herausgekommen ist. Diese Veröffentlichung wirft auf die beiden geschichtlichen Gestalten, die dem deutschen Proletariat so teuer sind, eine Menge von neuem Licht und läßt sie in ihrem Bereiche um soweniger im dunklen, als Mehring sich nicht auf die bloße Herausgabe der Briefe beschränkt, sondern die großen historisch-biographischen Gesichtspunkte und Zusammenhänge hinzugefügt hat. Es birgt dieses Heft eine Fülle von Material für die Lebensgeschichte sowohl des Denkers als des Dichters des Proletariats. Was diesen angeht, so sei hier eine anziehende Anekdote von Freiligrath hervorgehoben, die Mehring in eine Anmerkung verwiesen hat. In einem der veröffentlichten Briefe bezeichnet sich der Dichter als „nur der Freiligrath", und dieser Ausdruck kommt, wie Mehring mitteilt, öfters in Freiligraths Briefen vor. Natürlich handelt es sich um eine Bezugnahme auf irgendein gemeinsames, kleines Erlebnis, und zwar um eins aus den ersten Zeiten des Emigrantendaseins in London, als Freiligrath und Marx noch nicht lange durch das Zurücktreten der revolutionären Flut nach der Küste geworfen worden waren. Sie waren dort von Anbeginn bekanntlich beide nicht auf Rosen gebettet. Marx hauste mit seiner Familie sehr bescheiden in zwei Räumen. Da kam nun einmal Freiligrath morgens in aller Frühe an. Sein Klopfen verursachte Unruhe. Frau Marx war noch ein wenig im Negligé und zog sich eiligst in das andere Zimmer zurück. Inzwischen aber hatte ihr kleiner Junge aufgemacht und rief ihr nun beruhigend nach: „Es ist nur der Freiligrath!" Dieser unbeabsichtigte Humor aus Kindermund löste natürlich bei Freiligrath große Heiterkeit aus.

— **Stimmt.** Schlächter (zu einem Hausierer, der soeben eine Wurst vom Ladentische hat verschwinden lassen): „Sie — Sie haben gemaust!"

„Bei Gott nicht!"

„Nee, aber bei mir!"

— **Sein größter Schmerz.** Lehrer: „Worüber habt Ihr denn bei der großen Hitze am meisten geklagt?"

Karlchen: „Daß sie g'rade in den Ferien war."

— **Aus einem Plaidoyer.** Staatsanwalt: „Und als ihm dann die halb verkohlten Kleidungsstücke vorgehalten wurden, da verstummte der Angeklagte; ich meine, dieses Verstummen spricht für sich selbst!" und kaufe mir ein Rad."

Aus St. Joseph, Mo.!

Turnerisches.

In der Halle des St. Joseph Turnvereines fand am letzten Sonntag eine Sitzung des Komitees zur Förderung des turnerischen Lebens in den Bezirksvereinen statt. Bekanntlich wurde auf der letzten Bezirkstagsitzung der Beschluß gefaßt, ein solches Komitee, das aus zwei Mitgliedern eines jeden Bezirksvereines zusammengesetzt ist, zu ernennen, das sich über Empfehlungen, welche die Kräftigung der Vereine, des Bezirkes und Turnerbundes fördern, beraten soll. An der Sitzung am letzten Sonntag beteiligten sich die Turner Robert Hertel jr. von Leavenworth, Carl Wache und Frank Emerich vom Sozialen Turnverein in Kansas City, August Hohn und Carl Hanni von Marysville, Kans., und August Tapken und Chas. Wolf von dem St. Joseph Turnverein, sowie der Bezirkssprecher Fred Lorenz und der Bezirksturnwart Otto Rost.

Das Komitee organisierte sich durch Erwählung von Turner Hertel als Vorsitzenden und Aug. Tapken als Schriftführer. Bezirkssprecher Lorenz berichtete über seine Reise nach Omaha und den Beschluß des dortigen Südseite Turnvereines, der sich wieder dem Kansas-Missouri Turnbezirk anschließen wird; wie auch die Hoffnung, daß sich der alte Omaha Turnverein und die Vereine in Plattsmouth und Fremont, Neb., wieder anschließen werden. Das Komitee empfiehlt, daß die Vereine an den Bezirksvorort über ihre turnerische Tätigkeit berichten und sollen die Vereine durch die deutsche Presse in Kansas City, St. Joseph und Omaha, sowie in der von den Aktiven des Sozialen Turnvereines in Kansas City in Englisch publizierten Monatsschrift über die Vorgänge in den Bezirksvereinen unterrichtet werden. Wenn von den Vereinen gewünscht, soll ein Redner geschickt werden, der über den Zweck und Ziele des Turnerbundes einen Vortrag halten wird; außerdem wurde beschlossen, daß ein Bezirksturntag für die Zöglinge abgehalten werden soll. Eine weitere Versammlung des Komitees wird im Frühjahr am Vorabend des Bezirksturntages hier abgehalten werden.

Wenn jemand eine Reise tut.

Freund John Stumpf bekam unlängst den Besuch zweier Bekannten aus Omaha und benützten sie die Gelegenheit, welche ihnen seit dem ersten Mai in Nebraska entzogen ist. Bei ihrer Abreise drangen sie in Freund Stumpf, daß er sie nach Omaha begleitet und kauften auch eine Fahrkarte. Dieser nahm die Einladung an, da es schon längst sein Wunsch war, dort wohnende Kinder zu besuchen. Die Freunde hatten sich für die Trockenheit in Omaha vorgesehen und für die Zukunft eingekauft. Die Reisetaschen und Pakete wurden am Gepäckschalter abgegeben und Freund Stumpf mit der Aufbewahrung der Gepäckscheine betraut. Als die Abfahrt des Zuges heranrückte, waren die Freunde jedoch in einer solchen Verfassung, daß ihnen die Reise nicht gestattet wurden und anstatt nach Omaha machten sie die Fahrt nach der Polizeistation. Freund Stumpf hatte die Fahrkarte und Gepäckscheine und machte die Reise allein. Am Tage nach der Ankunft zog er Erkundigung über das Gepäck ein und wurde gewahr, daß sich das Umschlagpapier gelöst hatte und die Beamten mit dem Inhalt der Pakete und der Reisetaschen sich vertraut gemacht hatten. Da seit der Annahme des Reed Gesetzes eine hohe Strafe auf die Einfuhr solcher Ware ist, zog Freund Stumpf vor, die Sachen nicht zu reklamieren und nach einigen Tagen kam er wieder heim und freute sich, daß er im Staate Missouri seine Heimat hat, wo man zuweilen noch ungestört einen guten Tropfen genießen kann; wenn auch die Kriegspreise den Durst beschränkt haben.

Reduzieret die hohen Lebenskosten!

„Egg-O", eine großartige Entdeckung, ersetzt die Stelle von Eiern beim Kochen und Backen, für 10c das Dutzend. Feiner Ceresalien Kaffee zu 5c das lb. Butter zu 15 bis 20c lb., sowie viele andere Nahrungsartikel können zu denkbar niedrigsten Kostenpreisen in Eurem eigenen Hause hergestellt werden, nach den entdeckten, einfachen Methoden. Schicket kein Geld! Vollständige Einzelheiten, nebst wertvollen $1.00 Prämienkupon, frei. B. Krafft, Dept. A-3, Box 896, San Francisco, Cal.

Der verständige Käufer

wird alle Farmland-Bargains genau untersuchen, die heute in den Spalten der Omaha Tribüne in den „klassifizierten Anzeigen" zu finden sind.